

ERIC BERG
als
ERIC WALZ



Historischer Roman

DIE HERRIN DER
PÄPSTE

blanvalet

Autor

Eric Berg zählt seit vielen Jahren zu den beliebtesten deutschen Autoren und begeistert Kritiker und Leser immer wieder aufs Neue. Neben seinen erfolgreichen Kriminalromanen überzeugt er als Eric Walz mit opulenten historischen Romanen wie seinem gefeierten Debütroman »Die Herrin der Päpste«.

Rom, Anno Domini 963: Eine der mächtigsten Frauen steht vor Gericht. Marocia, Senatrix von Rom, wird des Hochverrats angeklagt! Der Prozess bietet Anlass, auf ihr Leben zurückzuschauen. Als blutjunges Mädchen von der eigenen Mutter verschachert, wird sie Geliebte des Papstes Sergius III. und will doch nur eins: ihr Leben selbst bestimmen. Wie kaum eine andere Frau zu dieser Zeit erkämpft sie sich raffiniert Macht und Einfluss. Als sie, über 90-jährig, im Kloster stirbt, war sie Geliebte, Mutter, Großmutter und Tante je eines Papstes, kreuzte den Weg der Großen des Jahrhunderts und begegnete der Liebe ihres Lebens ...

ERIC BERG
als
ERIC WALZ

DIE
HERRIN
DER
PÄPSTE

Historischer Roman

blanvalet

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © 2003 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Umschlaggestaltung und -motiv: © Johannes Wiebel |
punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von stock.adobe.com
(e55evu, Kraft74)
und Shutterstock.com (Eky Studio, pavila, ollen)
WR · Herstellung: DM
ISBN 978-3-641-29160-0
V002

www.blanvalet.de

Für Mutsch, in Liebe und Dankbarkeit

ITALIEN um 900 n. Chr.

Byzantinische Kolonien
von arabischen Sarazenen
besetzte Gebiete



MITTEL- UND SÜDEUROPA

um 900 n. Chr.

Byzantinische Kolonien
von arabischen Sarazenen
besetzte Gebiete



Erster Teil

Zwischen Himmel und Hölle

Der vierte Adventstag, Anno Domini 963

»Eine Leiche?«, rief Liudprand von Cremona und reckte seinen Schildkrötenkopf aus der schwarzen Kutte. Er hielt die Luft an und überflog das Pergament noch einmal mit zusammengekniffenen Augen. Seine Arme zitterten leicht. Als er es merkte, blickte er aus den Augenwinkeln zu dem Mann neben ihm und stützte die Ellenbogen auf der wuchtigen Platte des Sekretärs ab. Er schmatzte und schluckte mehrmals, legte das Pergament auf den Stapel mit den restlichen Papieren des Berichts zurück und hauchte: »Tatsächlich! Eine Leiche vor Gericht.«

Liudprand zog den Umhang um seine Schultern enger, krampfte seine Hände um den Stock und hinkte langsam zum Kamin. Er versuchte vergeblich, sich dort zu wärmen. Das kleine Feuer kam nicht gegen den Winter an. Dieser östliche Teil der Engelsburg war schlecht ausgestattet. Kein Teppich zierte Wand oder Boden, die Fensterläden ließen den Wind durch Löcher und Spalten pfeifen, und außer dem Bett und dem Sekretär verlor sich nur noch ein kleiner Tafeltisch in dem lang gezogenen Raum. Liudprand knurrte, doch welche Wahl hatte er? Schließlich konnte er ja wohl schlecht seine Erzrivalin um eines ihrer Gemächer bitten. »Und diese ... diese Person war dabei?«, fragte er in den lodernden Kamin hinein.

»Mittendrin.«

Wieder knurrte Liudprand.

»Ich wusste nichts davon«, gab er widerwillig zu.

Suidger von Selz lehnte sich entspannt zurück. Es war ihm eben geglückt, den Bischof von Cremona und kaiserlichen Gesandten für einen kurzen Moment zu verunsichern, und das war viel wert in der Auseinandersetzung gegen jemanden, den alle den »Jagdhund Gottes« nannten. Doch Suidger wusste auch, dass er noch ganz am Anfang seiner heiklen Aufgabe stand. Liudprand hatte Witterung aufgenommen, und es würde viel Geschick brauchen, ihn von der Fährte wegzulocken.

»Es ist auch schon siebenundsechzig Jahre her«, erklärte Suidger. »Weder Ihr, Exzellenz, noch ich waren damals schon geboren. Sie aber war zarte sechs Jahre alt und ...«

Liudprand wandte sich um. »Das genügt«, rief er. »Der Vorfall ist von keinerlei Bedeutung für meine Untersuchung. Sie wird morgen vor Gericht gestellt, und dabei bleibt es.«

»Aber Exzellenz«, empörte Suidger sich. »Der Vorfall erklärt anschaulich, dass Marocia entgegen Eurer Annahme bereits von frühester Kindheit an auf unserer Seite ...«

Das Stampfen von Liudprands Stock hallte von den Wänden wider. »Genug, habe ich gesagt. Ich will nichts mehr davon hören.« Liudprand wandte sich wieder dem Feuer zu, doch als er ihm seine Hände entgegenstreckte, zitterten sie. Wie zum Schutz umfassten seine Finger erneut den Stock. »Die Kindheit dieser ... Person mag Euch einen Bericht wert sein, denn Ihr seid ihr Verteidiger ...«

»Verhandlungsführer«, berichtigte Suidger. Liudprand murkte in sich hinein. »Meine Untersuchung jedoch befasst sich nicht mit Dingen, die vor fast zwei Menschenaltern vorgefallen sind,

sondern«- er fuchtelte mit dem Stock in Richtung des geschlossenen Fensters -»mit dem, was da draußen geschehen ist - mit Verrat.«

»Damit hat sie nichts zu tun. Sie hat lediglich versucht ...«

»Schweigt«, befahl Liudprand mit einer Kraft, die man seiner dürren Kehle kaum zugetraut hätte.

Suidger war zu klug, um sich mit dem Gesandten jetzt ein Wortgefecht zu liefern. Er rieb sich seinen vollen braunen Bart, der sein halbes Gesicht bedeckte, und ging stumm zu einem der Fenster. Ein knapper Stoß seiner kräftigen Rechten genügte, um den Laden aufzuklappen. Sofort wehte Suidgers Ordensgewand im eisigen Abendwind und schmiegte sich eng um seinen rundlichen Bauch. Es dauerte eine Weile, bis seine Augen sich an die Böen gewöhnt hatten und aufmerksam die Umgebung beobachten konnten. Tausende kleiner Rauchfäden stiegen aus Schornsteinen und von Lagerfeuern in den grauen Himmel über Rom. Auf dem anderen Tiberufer standen verlassene Katapulte und sonstige Belagerungsgeräte herum, vom Raureif einer bitterkalten Nacht überzogen. Und unten im Hof lagerten jene Bewaffneten, mit denen Liudprand vor einigen Tagen die Engelsburg und die Basilika des heiligen Petrus aus der Umklammerung der aufständischen Römer befreit hatte. Doch keine fünfhundert Schritte von hier endete Liudprands Macht bereits. Er hatte viel zu wenige Soldaten mit auf den Weg bekommen, um die ganze Stadt zu erobern. Da draußen, hinter den Mauern der Uferhäuser, lauerten die Gegner und warteten. Sie warteten ebenso wie Liudprand und die Soldaten der Burg, wie Marocia und wie er selbst, auf Nachrichten

aus dem Norden und dem Süden Italiens. Dort schlug die kaiserlichen Heere entscheidende Schlachten, und je nachdem, wie diese ausgingen, würden sie auch über Leben und Tod der hiesigen Kontrahenten entscheiden.

»Eine äußerst subtile Methode, mich ins Grab zu bringen«, rief Liudprand und stellte sich noch näher an das Feuer heran. »Wollt Ihr, dass ich wie Lots Frau auf ewig erstarre?«

Suidger schloss den Laden und schmunzelte. »Verzeiht, Exzellenz. Dieses Quartier entspricht wirklich in keiner Weise Eurem Rang. Darf ich Euch im Namen Marocias eines ihrer Gemächer überlassen? Sie besitzen allen Komfort.«

Liudprands Finger krampften sich derart fest um den Knauf seines Stocks, dass die Knöchel bleich wurden, und sein Kinn bewegte sich mit der Geschwindigkeit seiner Gedanken hin und her.

»Ihr wagt es?«, schimpfte er schließlich. »Sie ist eine Papsthure und ein untreues Weib. Sie behext Männer, damit sie das tun, was sie will. Wenn sie dann doch einmal verheiratet ist, sterben ihre Gatten seltsamerweise wie die Fliegen. Ihr Leib ist verflucht. Ihre Kinder sind Monstren, und noch ihre Kindeskinder tragen die Verderbnis in ihrem Blut. Seht ihn Euch doch an, den Papst, den Verräter am Kaiser und an Gott. Eine Ausgeburt der Hölle ist sie, jawohl, und ich hacke mir eher meine frierenden Hände ab, als in einer ihrer Höhlen zu wohnen.«

Suidger schüttelte kaum sichtbar den Kopf. Liudprands moralisches Urteil über Marocia war längst bekannt, und vom rechtlichen Standpunkt aus betrachtet waren solche Vorwürfe nichtig. Aber der Bischof war dafür bekannt, dass er Moral und Gesetz

gerne durcheinander warf, und es war keiner hier, der über seinen vom Kaiser verliehenen Gerichtsvollmachten stand.

»Ich muss um Vergebung bitten, Exzellenz«, sagte Suidger und verneigte sich leicht. »Mir hätte bewusst sein sollen, dass Teppiche und größere Kamine bereits eine Versuchung des Bösen für Euch darstellen. Ich glaube, dann ist für heute alles besprochen.« Er verneigte sich nochmals, jedoch tiefer, und ging hinaus.

Liudprand rührte sich nicht und starrte zur Tür, als erwarte er, dass Suidger zurückkehre. Nach einer Weile gespannter Aufmerksamkeit versenkte er seinen Schildkrötenkopf ganz langsam wieder in der schwarzen Kutte. Er humpelte zum Sekretär, griff sich einen Stuhl und zog ihn nahe an das Kaminfeuer. Dann ging er nochmals zum Sekretär, holte Suidgers Bericht, setzte sich nieder, legte den Stapel auf seinen dünnen Knien ab und beugte sich darüber. Seine Lippen formten zitternd die Worte nach. »Ein Leichnam vor Gericht.«

1

Es war der achte Tag im elften Monat Anno Domini 896, und eine päpstliche Order hatte Marocia dazu verholfen, erstmals die heimische Villa Sirene verlassen zu dürfen. Mit ihren sechs Jahren fühlte sie sich alt genug dafür. Nur weil ihr Zwillingsbruder Leon bei jedem Windstoß eine triefende Nase und bei jedem Sonnenstrahl das Gefühl bekam, seine Haut verbrenne, war sie mit ihm in dem Haus in der Via Lata eingesperrt. Täglich dieselben Menschen, dieselben Gegenstände, dieselben Geräusche und Düfte. Sie kannte die Welt nur aus den Erzählungen ihrer Eltern. Aber wie viel aufregender war es, hier in der düsteren Kirche des Lateran zu stehen, dem jahrhundertealten Sitz der Päpste, und die umherziehenden Weihrauchschwaden zu betrachten, den Atem der Leute in die kalte Luft aufsteigen zu sehen, die herrlichen Gewänder rascheln zu hören, Dinge also wahrzunehmen, für die niemand sonst sich zu interessieren schien. Nicht einmal der von den mächtigen steinernen Gewölben rieselnde Sandstaub und das gelegentliche Knarren der Turmbalken fanden bei den Versammelten Beachtung, jeder achtete nur auf das, was unter dem großen goldenen Kreuz geschah, oder besser – nicht geschah.

Vor dem Altar stand, bewegungslos wie eine Statue, Papst Stephan VI., flankiert von Kardinal Sergius und von Johannes, dem hübschen, nicht einmal fünfundzwanzigjährigen Erzbischof von Ravenna. Die drei Dutzend Edlen von Rom, die sich in vollem Ornat im Kirchenschiff versammelt hatten, blickten schon seit einer Weile mit gespannter Erwartung auf das schweigende Trio. Das leise Klicken ihrer bronzenen Amulette, den Abzeichen

weltlicher Würden, war, zusammen mit dem Gewisper der Leute, die einzige Unterbrechung der Stille.

»Wir hätten Marocia nicht mit uns nehmen dürfen«, flüsterte Theophyl, Marocias Vater, der als *praetor urbanus*, als Oberster Richter, zu den erlauchtesten der weltlichen Gäste zählte. »Was immer in dieser Kirche geschieht, es ist für ein Mädchen nicht geeignet.«

Theodora, seine Gemahlin, grinste spöttisch. »Gott wird ihr schon nichts tun.«

Theophyl kraulte nachdenklich seinen grauen Bart. »Mir gefällt das alles nicht, Theodora. Dieser seltsame Befehl an die römischen Würdenträger, hierher zu kommen und die Frauen und Kinder mitzubringen - und so plötzlich! Niemand weiß, weshalb diese Synode einberufen wurde. Nicht ein Einziger.«

Theodora ignorierte den Kommentar ihres Gemahls und konzentrierte sich darauf, den Blick des jungen Erzbischofs zu suchen, so lange, bis er ihn erwiderte. Sein leichtes, fast unmerkliches Kopfnicken beruhigte sie, und sie belohnte seine Geste mit einem genüsslichen Schmunzeln und einem langsamem Streicheln ihres von der Schwangerschaft leicht gewölbten Bauches.

Das dumpfe Geräusch der zufallenden Kirchenpforte brachte Bewegung in die Menge. »Ageltrudis ist gekommen!«, flüsterte Theodora, und sobald Marocia diesen Namen hörte, reckte sie den Kopf. Tausend Male hatte ihre Mutter ihr Geschichten über Ageltrudis erzählt. Auch gestern wieder, vor dem Einschlafen. Die Herrscherin des Herzogtums Spoleto, das gleich neben dem Kirchenstaat lag, wurde von Theodora seit langem wegen ihrer Unerschrockenheit bewundert. Vorgestern hatte Ageltrudis - auf ausdrückliche Einladung des Papstes, wie es offiziell hieß- zusammen mit ihrem jungen Sohn Lambert die Stadt Rom mit einem Besuch überrascht und mehrere

hundert Bewaffnete mitgebracht. Seither hatte man sie nicht mehr gesehen, vermutete aber, dass sie irgendwo im Lateran Quartier bezogen hatte. Der Papst und sie - war überall zu hören - planten etwas Spektakuläres.

»Im Namen des Vaters und Sohnes und Heiligen Geistes«, hallte die Stimme Stephans VI. durch das Haus Gottes und unterbrach Marocias vergebliche Versuche, einen Blick auf die Helden zu erhaschen. »Dies ist ein Tag des Gerichts. Und vor Gericht steht kein Geringerer als ein Heiliger Vater. Ich klage hiermit meinen Vorgänger Formosus an, und zwar der Missachtung und Entwürdigung seines Amtes als höchster Diener Christi auf Erden.« Stephan VI. ließ seine Worte wirken und beobachtete die Reaktionen.

Ein deutlich vernehmbares Raunen ging durch die Menge. Theodora flüsterte zu ihrem Mann: »Ist er verrückt geworden? Formosus ist seit neun Monaten tot.«

»Vielleicht will er böse Geister verjagen?«, orakelte Theophyl. »Man erzählt sich, dass der Papst schlecht träume, dass er nachts wie ein Verirrter durch die Gänge des Lateran laufe, weil er Formosus mit Gift umgebracht habe.«

»Ich glaube«, erwiderte Theodora, »dass dabei noch etwas anderes im Spiel ist, etwas Politisches. Ich versteh nur nicht, wie er einen Toten ...«

Sie wurde durch ein Klatschen Stephans VI. unterbrochen, auf welches hin sich die schwere Kirchenpforte öffnete. Eine von vier Mönchen getragene Säfte erschien am Eingang, und auf ihr saß- ein verwester Leichnam.

Marocia schrie auf und verbarg ihr Gesicht im Gewand der Mutter.

Stephan VI. hatte befohlen, den Leichnam des Formosus aus seinem Sarkophag zu holen. Von dem ehemaligen Papst

war kaum etwas zu erkennen; nichts war von ihm geblieben als Knochen, dicke Knorpel an den Ellenbogen und Knien sowie seine ergrauten Haare, die ihm in zotteligen Büscheln auf die blanken Schulterknochen fielen. Manche sackten auf die Knie und bekreuzigten sich, als der Leichnam an ihnen vorüberzog, einige Frauen fielen in Ohnmacht. Theodora aber fasste sich schnell und zog den Schopf ihrer Tochter aus dem Gewand. »Stell dich nicht so an. Du wolltest die Welt sehen, also sieh hin.« Als Marocia sich sträubte, hielt Theodora sie an den Haaren fest, so dass sie hinsehen *musste*.

Die Sänfte wurde vor dem Altar abgestellt. Stephan VI. entledigte sich seines päpstlichen Umhangs und der Tiara und kleidete das Skelett damit ein. Auf sein Zeichen hin kam ein blasser, kaum mündiger Diakon des Benediktinerordens herbei und stellte sich hinter dem thronenden Toten auf. Er sollte wohl im Namen des Formosus als Verteidiger agieren und antworten. Marocia, die noch immer von ihrer Mutter festgehalten wurde, zitterte beim Anblick des Schädelns und der unter dem Umhang hervorstehenden Fußknochen.

»Formosus, Bischof und Metropolit von Rom!«, rief Stephan. »Warum hast du dich vom Ostfranken Arnulph verleiten lassen, ihn zum König der italischen Länder zu krönen?«

»Ich war schwach«, piepte es fast unhörbar hinter dem Leichnam hervor. Der kindliche Diakon war nicht originell in seiner Antwort, oder sollte es vielleicht auch nicht sein. Noch etliche Fragen wurden dem toten Papst gestellt, unzählige Verfehlungen beanstandet, von der Bestechlichkeit bis zur Sodomie, bis Stephan VI. von den anwesenden Geistlichen endlich ein Urteil abforderte: schuldig. Nach diesen Worten ging Stephan zur Leiche,

entriss ihr Umhang und Tiara und scheute sich nicht, ihr die drei Schwurfinger der linken Hand abzubrechen.

»Damit enthebe ich dich, Formosus, rückwirkend deines Papstamtes, und alle Edikte, Bullen, Verordnungen und alle sonstigen Amtshandlungen sind unwirksam, einschließlich der Krönung des Karolingers Arnulph zum König Italiens. Arnulph ist abgesetzt, und die Krone ist frei. Du selbst bist geächtet und gebannt, und ein jeder, der dir Übles tat, der tat recht.« Wenige Augenblicke später kniete Ageltrudis' Sohn Lambert, der Herzog von Spoleto, nieder und empfing von Stephan VI. eine neue, funkelnde Königskrone.

»Gott, war das widerlich«, stöhnte Theophyl, als sich die Pforten der Laterankirche öffneten und die Zeremonie damit beendeten. »Werden wir denn nur von Abartigen regiert?«, rief er zu den Gewölben hinauf.

Theodora sah sich um und hoffte, dass keiner der anderen Edlen Theophyls Worte beachtet hatte. In Rom hörten die Menschen besser als irgendwo anders, und die Würdenträger hörten am besten von allen, immer auf der Suche danach, das Amt eines politisch oder im Glauben Fehlgeleiteten übernehmen zu können. »Gott ist nicht hier«, zischte sie, »dafür aber jede Menge menschlicher Ohren. Sei leiser.«

»Wozu? Sie denken alle wie ich.« Es war ein trauriger Tag für die Ewige Stadt und Italien, dachte Theophyl, und jeder anständige Römer würde darin seiner Meinung sein. Der Versuch des ostfränkischen Königs Arnulph, die italischen Staaten auf friedliche Weise in den Verbund der deutschen Stämme zu führen und so die Entstehung eines neuen Reiches zu fördern, war mittels dieses makaberen Auftritts gescheitert. Von jetzt an war Arnulph nicht länger König von Italien, und Italien daher wieder der Gegenfraktion ausgeliefert. Ageltrudis! Ihr Hass gegen die

Ostfranken, insbesondere gegen das karolingische Königshaus, grenzte an Irrsinn. Aber sie war nur die Herrscherin *eines* italischen Teilstaates, Spoleto, und vermochte alleine wenig auszurichten. Doch hinter ihr stand eine ganz andere Macht: das autoritäre Byzantinische Imperium, das Italien als sein Einflussgebiet ansah und dessen Eifersucht auf das aufstrebende Reich des Nordens offensichtlich auch nicht vor einer Grabschändung Halt machte. Und Theodora verteidigte diese Abscheulichkeit auch noch!

»Ich gebe es ja zu«, flüsterte sie und rückte die zahlreichen Ringe an ihren gepflegten Händen zurecht. »Es war eine absonderliche Synode. Aber sie war auch sinnvoll. Ageltrudis und ihr Sohn sind Verbündete des Imperiums und ...« Theodora redete und redete, wie immer, wenn Ageltrudis das Gesprächsthema war.

Schmerzlich dachte Theophyl an die Frau zurück, die er einmal geheiratet hatte. Theodora, Tochter einer reichen Adelsfamilie aus Tusculum, hatte eine beachtliche Mitgift in die Ehe eingebracht, aber das war es nicht, was Theophyl bewogen hatte, sie zu heiraten. Sie war stolz, neugierig und impulsiv gewesen – alles das, was er nicht war. Die ersten Jahre mit ihr waren die glücklichsten seines Lebens. Was Theodora dann zu dem gemacht hatte, was sie heute war – er wusste es nicht. Jedes Gefühl hatte sie dem Streben nach Macht geopfert, jede ihrer und anderer Leute Überlegungen prüfte sie danach, ob sie den Richtlinien des Byzantinischen Imperiums entsprachen. Nun, es war eine Sache, vor diesen Verbrechern den Rücken zu beugen, wie er es in seinem Amt tun musste und wie die meisten anderen Würdenträger Italiens es taten, aber eine ganz andere Sache, mit ihnen einer Meinung zu sein.

Er sah seine Tochter an, nahm ihre Hand und drückte sie gerade so fest, dass es ihr nicht wehtun würde. Ihm fiel

schmerzlich auf, wie verstört sie aussah, doch ein leichter Stoß von Theodora riss ihn wieder aus seiner Sorge um das Mädchen heraus.

»Ageltrudis schaut schon herüber«, zischte sie. »Du musst ihrem Sohn gratulieren. Und dem Papst.«

»Diesem Leichenschänder gratulieren? Niemals!« Aber kaum hatte Theophyl es ausgesprochen, wusste er auch schon, dass er es dennoch tun würde. Es waren gefährliche Zeiten. Die Herzogin und ihre Lakaien vom Lateran achteten auf alles, was man tat und was man nicht tat. Theophyl gönnte sich ein letztes Streichen seines Bartes, bevor er seiner Frau den Arm darbot und mit seiner üblichen, leicht nach vorne gebeugten Körperhaltung den schweren Gang antrat.

Ageltrudis und ihr Sohn standen noch dort, wo Lambert die Krone empfangen hatte, und waren umringt von Gratulanten. Die Älteren unter ihnen verbeugten sich gemessen oder begnügten sich mit einem knappen, ruckartigen Kopfnicken, bevor sie sich wortlos, aber mit Zügen des Abscheus auf ihren Lippen wieder entfernten. Die Jüngeren hingegen, die ihre Laufbahn noch vor sich hatten, die sich Pfründen vom Papst oder Ämter von der Herzogin und ihrem nun königlichen Sohn erhofften, hatten allen Schauder vergessen und übten sich bereits wieder in überschwänglichen Gesten. Sie lüfteten ihre modischen schiffförmigen Hüte, streckten sie übertrieben weit in die Höhe oder zur Seite, schwangen ihre farbigen Umhänge, schwatzten wild durcheinander auf die Machthaber ein und drängelten sich wechselweise zur Seite, so dass der Haufen vor Ageltrudis waberte wie eine dickflüssige Giftbrühe.

Die Frauen hingegen in ihren langen mantelartigen Kleidern schartern sich auf der anderen Seite des Kirchenschiffs zusammen. Einige reckten gespannt die Köpfe zu ihren Männern und feuerten sie mit aufgerissenen

Augen und stummen, heftigen Bewegungen der Hände an, wenn ihnen die Ehrenbezeugungen noch zu fad vorkamen. Die meisten jedoch hielten den Blick gesenkt und trösteten ihre verstörten oder schluchzenden Kinder.

Theodora erlegte sich eine solche weibliche Zurückhaltung nicht auf. Ageltrudis, das wusste sie, schätzte Selbstbestimmtheit an Frauen. Zwar würde es heute wegen des Gedränges kaum möglich sein, einen bleibenden Eindruck bei der Herzogin zu hinterlassen, vielleicht aber konnte sie einen Anfang machen. Wenn sie nur dicht genug an Ageltrudis herankäme ...

Sie packte trotz Theophyls Protesten Marocia an den Schultern und schob sie wie einen Schild vor sich her. Dabei bemerkte sie den Sand auf den Schultern ihrer Tochter. »Wie siehst du denn aus?«

Marocia fiel es schwer, zu antworten. Sie fror, und doch stand ihr Schweiß auf der Stirn. »Dort drüben, wo ich stand, Mutter ... Wie Goldregen rieselt ...«

»Ja, ja, schon gut.« Sie hatten sich endlich einen Weg zu König, Herzogin und Papst gebahnt und standen ihnen gegenüber. Ihre Gratulationen gingen zwar in dem Geschwätz fast unter, aber dafür wurde Ageltrudis sofort auf das einzige kleine Kind inmitten dieser Horde aufmerksam.

»Meine Tochter, Durchlaucht«, erklärte Theodora, als sie das Interesse der Herzogin bemerkte.

Marocia sah zu Ageltrudis auf. Sie hatte sich die sagenhafte Heldin ihrer Mutter anders vorgestellt. Die vielen Geschichten von einer kämpferischen Frau, die ein Bündnis mit dem Oströmischen Imperium in Byzanz geschlossen hatte, die sich weder von den Päpsten noch von den jenseits der Alpen herrschenden Karolingern etwas gefallen ließ, hatten in Marocia das Bild einer jungen Amazone im Harnisch heraufbeschworen. Aber nun blickte

sie auf ein kalkweißes altes Gesicht, das an eine Totenmaske erinnerte und von den kupferfarbenen Haaren und der pompösen Kleidung noch betont wurde. Sie leistete sanften Widerstand, als Ageltrudis sie an sich zog und ihr mit kalter, zittriger Hand über die Haare streichelte.

»Wie ist ihr Name?«, fragte die Herzogin. Ihre Stimme war rau und heiser.

Theodora nannte ihn. »Wir haben noch einen Sohn, Durchlaucht, doch der konnte ...«

Ageltrudis unterbrach. »Marocia, sagt Ihr? Das kommt von Maria, nicht wahr? Nun, meine kleine Jungfrau«, wandte die Herzogin sich jetzt direkt an das Mädchen.

»Wie hat dir unsere Krönung gefallen, sag mir das.«

Marocia verstand nichts von den Dingen, die sie eben gesehen hatte, war aber überzeugt, dass Leute, die Toten die Finger brachen oder so etwas gut fanden, nicht Recht haben könnten. Die Krönung hatte sie überhaupt nicht wahrgenommen. Ihre Gedanken drehten sich nur noch um das Skelett. »Was passiert jetzt mit ... mit *ihm*?«, fragte sie laut, weil die Horde noch immer auf König Lambert einredete.

Sofort breitete sich Schweigen aus. Wo eben noch König und Papst hofiert worden waren, blieb es nun still und starr. Jeder wusste, wer gemeint war, und alle richteten ihre Blicke auf die alte Herzogin und das kleine Kind, das es gewagt hatte, eine solche Frage zu stellen. »Sei still«, zischte Theodora. »Dummes Ding.« Würde Ageltrudis die Kleine nicht mit ihren Fingern umkrallen, könnte ihre Tochter jetzt eine Tracht Prügel erleben.

»Gott hat Formosus vernichtet«, krächzte Ageltrudis schließlich. Sie hustete heftig und bog sich verkrampt, dann fügte sie hinzu: »Und der Teufel wird sich ihn nun holen.«

Der Papst hatte eine weniger geheimnisvolle Antwort. »Er wird in den Tiber geworfen«, kicherte er. »Endlich wird er für alle Zeiten schweigen, niemanden mehr stören. Alle haben es gesehen, auch die Kinder. Noch in Jahrzehnten wird man davon reden, und mein Pontifikat wird als eines der größten in die Bücher geschrieben werden.«

Ageltrudis schob Marocia wieder von sich weg und sah den Papst an. Sie verzog den blutrot geschminkten Mund zu einem falschen Grinsen. »Wie schön, Heiligkeit. Also hat *jeder* von uns das bekommen, was er wollte. Nun aber muss jeder für sich selbst sehen, dass er es auch behält.«

Ein unheimliches Grollen ließ alle aufhorchen. Es wurde lauter und lauter, und dennoch konnte niemand genau sagen, woher es kam. Manche blickten aus den kleinen Kirchenfenstern in der Erwartung eines Gewitters in den Himmel, andere vermuteten, dass draußen eine große Anzahl Reiter vorbeipreschte. Doch das Grollen verstärkte sich, ohne dass man die Ursache dafür fand. Theodora war seit langer Zeit zum ersten Mal wieder dankbar dafür, dass Theophil sie beschützend um die Schultern fasste. Er zog sie mit einer Hand an sich und hielt mit der anderen Marocia fest.

»Gott!«, rief plötzlich ein am Altar stehender Mönch mit irrer Stimme. »Gott bestraft uns!«

Stephan VI. war der Erste, der das knarrende, ja fast stöhnende Geräusch aus dem Nichts nicht mehr aushielt und die Hände gegen die Ohren presste. Die Masse um Ageltrudis löste sich nun rasch auf, die Herzogin selbst brach in heftiges, aufgeregtes Husten aus und musste von ihrem Sohn gestützt werden. »Lauft!«, rief jemand von irgendwoher. »Um Himmels willen, lauft!« Augenblicke später krachte ein schwerer Gesteinsbrocken aus dem Gewölbe, gleich darauf ein zweiter und ein dritter. Die Menschen kannten kein Halten mehr. Sie drängten zur

Pforte, die jedoch schnell von Leibern verstopft war. Kinder wurden niedergetrampelt, Ältere zur Seite geschoben. Wildes Geschrei übertönte das Donnern einstürzender Mauern. In alle Richtungen liefen die Leute nun davon. Manche schlügen die Kirchenfenster ein und versuchten, ins Freie zu klettern. Andere rüttelten an den verschlossenen Seiteneingängen oder versuchten, sie mit ihrem Körpergewicht einzudrücken.

Theophyl nahm Marocia auf den Arm und lief zum Altar. Unter der schweren Steinplatte fühlte Theophyl sich sicher, und tatsächlich hielt sie mehreren Aufschlägen niederstürzender Quader stand. Er betete die Litanei der Fürbitten herunter, wieder und wieder, bat für Marocia, für sich, für Theodora. Sie war ihm in dem Gewimmel verloren gegangen, aber Marocia hatte gesehen, wie sie mit Ageltrudis und dem König in eine andere Richtung gerannt war. Stattdessen kauerte sich nun der Papst an ihre Seite. Sein Gesicht war gelb von Staub, sein Körper zitterte, und er blinzelte unentwegt mit den Augen. Abwechselnd kicherte und jammerte er, und seine irren Gebärden machten Marocia mehr Angst als das Unglück um sie herum.

Nachdem Theophyl die Litanei viermal gebetet hatte, hörte der Lärm auf und wich einem elenden Stöhnen. Marocia kroch als Erste unter der Platte hervor. Über ihr breitete sich ein klarer Novemberhimmel aus, nur getrübt durch die Schleier aufsteigenden Staubes. Die nahe gelegenen Häuser waren intakt geblieben. Doch dort, wo sich eben noch die ehrwürdige Laterankirche erhoben hatte, stand jetzt nur noch eine Ruine. Und zwischen den Hügeln aus grauen Gesteinsbrocken leuchteten die bunten Farben kostbarer Gewänder hindurch.

Ein schriller, lang gezogener Schrei hallte durch die nächtliche Dunkelheit der Villa Sirene, dann ein zweiter, kürzerer, schließlich ein dritter, ein erschöpftes Piepsen fast nur. Marocia saß aufrecht in ihrem Bett. Ihre kleinen Hände suchten in der Schwärze des Zimmers aufgeregt nach einem Halt, nach einer Latte oder einer Wand. Doch sie fanden nichts dergleichen. Das Bett, ein teils hölzernes, teils schmiedeeisernes Gestell, war kostbar gearbeitet und mit einer weichen, aus Fellen und Wolle gestopften Matratze ausgestattet, aber es stand mitten im Raum und war ohne Kopf-, Fuß- oder Seitenteile. Marocia sprang auf und flüchtete sich in eine Ecke des Zimmers, die vom schwachen Mondschein in ein diffuses Licht getaucht wurde. Hier kauerte sie am Boden, bis die Tür aufging und eine Gestalt mit einer Kerze hereinkam.

»Bist du es, Mama?«

»Nein, ich bin es nur. Egidia.« Die Amme raffte ihr weites, sackartiges Nachthemd etwas hoch, so dass ihre fülligen Beine bis zu den Knieen frei waren, und setzte sich umständlich neben Marocia auf den Boden. Dann seufzte sie, strich sich ihre dünnen braunen Haare aus der Stirn, stellte die Kerze neben sich ab und küsste Marocia auf die Wange.

»Mama!«, beharrte Marocia und ergriff Egidias dargebotene Hand. »Du bist da.«

»Hast wieder geträumt?«, fragte Egidia.

»Der Papst. Ageltrudis. Theodora.«

»Sie leben«, erklärte Egidia geduldig, obwohl sie es der Kleinen in den vergangenen Wochen gewiss schon zwanzigmal wiederholt hatte, fast in jeder Nacht. »Musst dir keine Gedanken um sie machen. Niemand, den wir kennen, ist beim Einsturz der Kirche gestorben. Darfst dich nicht länger ängstigen, mein Kleines.«

»Der Papst. Ageltrudis. Theodora.«

»Es geht ihnen gut«, bestätigte Egidia sanft und wischte Marocia die Schweißperlen von der Stirn. »Träume nicht schlimm von ihnen, Kleines.«

»Ich träume nicht von ihnen«, sagte Marocia und blickte ins Mondlicht. »Es ist das ... der ... der ...«

Egidia bekreuzigte sich. Auch sie brachte den Namen nicht mehr über die Lippen. Zum einen hatte der Heilige Vater verfügt, dass sein verurteilter Vorgänger aus dem Gedenken der Menschen zu löschen sei, und Egidia tat immer, was die Heiligen verlangten, auch wenn sie die Entscheidungen nicht immer guthieß. Aber sie war doch nur ein einfaches Ding, während die Väter voller Weisheit waren. Sonst hätte Gott sie schließlich nicht auf seinen weltlichen Thron berufen. Dieses Mal jedoch fiel Egidia die Befolgung der päpstlichen Anordnung nicht schwer, denn der Name des unheiligen, geächteten Vaters war mit der schaurigsten Vorstellung verknüpft, von der die Christenheit je betroffen war. »Weiß schon, Kleines«, tröstete Egidia. »Musst mir nichts sagen.«

Marocia warf sich der Amme in die Arme. Sie liebte es, ihre Wärme zu spüren, ihre rundliche Weichheit, ja sogar ihr borstiges Nachthemd. Wenn sie den seifigen Duft ihrer Haut roch, fühlte sie sich geborgen, als könnte ihr niemand etwas antun. Allein Egidias helle Stimme zu hören und ihren plumpen Bewegungen zuzuschauen, gab ihr das Gefühl, zu Hause zu sein, in ihr ihre wirkliche Mutter zu haben. Nur ihr allein konnte sie sich anvertrauen. »Weißt du was? Ich hasse sie«, sagte Marocia. »Den Papst. Ageltrudis. Theodora. Sie sind schuld, dass ich *ihn* sehe.«

Egidia schreckte auf. »Du ... Jesus und alle Heiligen! Darfst so etwas nicht sagen.« Sie bekreuzigte sich und schaute Marocia eindringlich in die Augen. »Darfst so etwas auch nicht denken. Deine Mutter hassen! Die Heiligkeit hassen!«

»Magst du sie denn?«

»Fragen kannst stellen, du lieber Himmel.«

»Also?«

»Nicht mögen ist eine Sache. Hassen ...«

Marocia gähnte gedehnt und schmiegte sich an Egidias Brüste. Mit halblauter, müder Stimme sagte sie: »Sie behaupten, Gott habe ... habe *ihn* vernichtet. Nein, nein. Gott macht so etwas nicht. Gott macht gar nichts. Sie waren es. Irgendwann werden sie dafür bestraft. Aber nicht von Gott ...«

Egidia drückte ihre Kleine noch fester an sich. Was für eine Zeit, in der kleine Kinder solche schrecklichen Dinge erleben mussten. Aber es stimmte ja, was das Mädchen ahnte. Auf den Märkten, in den Tavernen, in den Winkeln der Gassen schimpften die Leute auf die Heiligkeit und die Edlen. Der Einsturz der Laterankirche, munkelten sie, sei dem Zorn des geschändeten Formosus zuzuschreiben, und weitaus Schlimmeres würde die Ewige Stadt heimsuchen, wenn der Verfemte nicht gerächt und alle Überlebenden des Einsturzes getötet würden. Neulich hatte der Gehilfe des Holzhändlers ihr zugeflüstert, es wäre besser für sie, aus dem Haushalt des *praetor urbanus* zu verschwinden, solange es noch ginge. Und nach Einbruch der Dämmerung rannten gelegentlich Männer an der Villa vorbei und riefen: »Ihr seid auch mit dran, wenn es soweit ist!« Doch hier im Haushalt wurden diese Anzeichen nicht ernst genommen. Verhaften und aufhängen, war Theodoras einziger Kommentar zu solchen Vorfällen, und sie nutzte sie bloß, um mit ihrem Mann, dem milden Richter, einen weiteren Streit anzufangen.

Egidia fasste sich an die Kehle. »Wird alles gut, mein Töchterchen«, murmelte sie beschwörend in das Dunkel hinein, wieder und wieder, auch als Marocia längst in ihren Armen eingeschlafen war.

2

Theodoras Sandalen klackten auf dem Marmor wie Pferdehufe, als sie über die Mosaiken ihrer Villa in der Via Lata eilte und Kardinal Sergius mit ausgestrecktem Arm entgegenlief.

»Eminenz! Was für eine Freude! Euer zehnter Besuch in fünf Monaten. Unser Haus scheint etwas Faszinierendes zu haben.« Obwohl Theodora sich im achten Monat der Schwangerschaft befand und sie sich außerdem Mühe geben musste, ihr wissendes Grinsen zu verbergen, leistete sie den Knicks und den Kuss seines Ringes formvollendet.

»Faszinierend sind die Menschen, die in ihm leben«, entgegnete Sergius höflich und klappte seinen stämmigen, ungelenken Oberkörper zu einer ungewöhnlich tiefen Verbeugung herunter.

Theodora führte ihren Gast in das *peristyl*. Einen solchen antiken Garten, rings umgeben von einem Säulengang und den Wohnräumen der Villa, hatten nur noch wenige Häuser in Rom vorzuweisen. Die Villa Sirene war schon mehr als fünfhundert Jahre alt und nach allem, was man wusste, noch von einem Senator der heidnischen Kaiserzeit errichtet worden. Zwar hatte es immer wieder Umbauten und Renovierungen gegeben, das *peristyl* jedoch war erhalten geblieben. Heute, da es kaum noch ältere herrschaftliche Häuser in der Ewigen Stadt gab, galt ein *peristyl* als Symbol von Tradition, und Theodora präsentierte ihren deshalb, wann immer es möglich war.

Die quadratische Anlage war feierlich umrahmt von gelben und pfirsichfarbenen Rosensträuchern, deren Ordnung hier und da von einigen violetten Fliederbüschchen unterbrochen wurde. Von dieser schweren Pracht durch